

Die Zelle Welt

Nr. 17

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

An der Warthe.

Erzählung von Carl Rulle.

(Schluß.)

Bassia Dvorak stand im Kahn. Aber Lucek Wyrimba war ebenso schnell. Das Tier war klatschend niedergeschlagen, die Strömung riß es fort, vergebens versuchte es, das Ufer zu erreichen. Mit ihrem Kahn kam Bassia ihm zu Hilfe. Doch ehe sie, aus aller Kraft rudern, den Hund erreichte, klatschte ein Mudererschlag auf das schwimmende Tier nieder, der es betäubte. Es ging unter.

„Das für die Schläge, die Du Bogdan gegeben! Für das andere rechnen wir besonders ab!“

In stumfer Verzweiflung starrte die Hexe einen Augenblick nach der Stelle, wo ihr treuer Begleiter versunken war. Dann schrie sie auf. „Hüte Dich, Lucek Wyrimba!“ rief sie ihm zu, mit so wunderlicher Stimme, daß Maryla am Ufer erschauerte.

Und wie ein Pfeil flog ihr Boot an dem seinen vorüber, zu schnell, als daß der Schlag mit dem schweren Muder, zu dem sie ausgeholt, ihn getroffen hätte. Er traf nur den Kahn, der dadurch erschüttert ward, daß Lucek taumelte.

„Wia Krew!“ fluchte er in sinnloser Wut.

Bassia Dvorak war nach der Mitte gerudert. Ein paar wild geführte Stöße brachten den Fährmann in ihre Nähe.

„Fahr dem Schindvieh nach!“ brüllte er und schwang das Muder. Aber in der letzten Not hatte die Hexe trotz der reißenden Strömung das Boot weitergebracht. Das Wasser spritzte hoch auf, so schlug das Muder nieder.

„Jesus Christus!“ tönte es in demselben Augenblicke vom Ufer.

Die Gewalt des Schlages hatte den wackligen Kahn zum

Umknicken gebracht. Die Strömung riß ihn mit. Kurz danach tauchte der Fährmann auf.

„Grüß die Fische, Lucek Wyrimba!“ schrie Bassia Dvorak höhnisch.

Er sah sich nach seinem Boot um. Es trieb zu weit. Da schwamm er dem Ufer zu. Aber auch ihn riß der Strom zweimal zurück. Die Kleider erschwerten das Schwimmen.

„Bist noch munter, Lucek? Hör wie das Läubchen klagt!“

Die Hexe war in seine Nähe gefahren und wies hohnlachend auf die heulende Maryla.

Ein Gurgeln war die Antwort. Und plötzlich warf sich Lucek herum und griff nach dem Boot von Bassia Dvorak. Sein Haß war größer als alles. Und die Hexe sollte mit.

„Weg oder ich schlag!“ rief sie ihm zu und hob das Muder von neuem.

Aber er versuchte mit aller Gewalt sich hochzuschleppen und mit der Hand das Boot zu packen. Die Hexe wußte, daß sie verloren war, sobald ihm seine Absicht gelang. Und deshalb ließ sie blühschnell das Muder auf die Hand niederschmettern. Dann fuhr sie ein Stück weiter. Lucek Wyrimba stieß einen Schrei aus. Er gab seinen Plan auf und schwamm mit letzter Kraft dem Ufer zu. Schon hatte er das stillere Wasser halb erreicht und warf sich auf den Rücken, als eine Welle ihn zurückriß. Fünf Minuten später sah man seinen Kopf nicht mehr.

„Lucek!“ schrie Maryla am Ufer.

„Auf lauter!“ sprach die Hexe.

„Lu—cek!“

„Sei still — er hört Dich nicht!“ sprach die Hexe. Und während das Weib am Ufer sich weinend ins Gras warf, reckte sie sich in ihrem Kahn höher: „An der Warthe geboren, an der Warthe verrotten, in der Warthe ertrunken! Lucek Wyrimba, Gott sei Deiner Seele



Susanna. Reliefbildnis von Meunier.

gnädig!" Und fuhr ans jenseitige Ufer wo neben dem Mäuberberg ihre Hütte stand.

Maryla gebärdete sich nach dem jähen Ende, das ihr Mann gefunden, wie wahnsinnig. Sie schrie die Nächte hindurch, schlug um sich, raufte das Haar. Sie lief durchs Dorf und klopfte an jede Tür, die Hexe hätte ihren Mann gemordet. Daraufhin ward Bassia Dvorak vom Schulzen vernommen. Maryla stürzte sich, als sie die Gehakte sah, auf sie. Zwei Männer konnten sie kaum zurückhalten. Die Hexe hatte sich nicht gerührt. Ihren Augen fehlte der Glanz, die sehnigen Arme schienen erschlaft zu sein, sie hob sie nicht einmal zur Abwehr, als Maryla in sinnloser Wut gegen sie losging. Vor dem Schulzen erzählte sie den Vorfall genau, wie er sich zugetragen. Das Kind des Fähmanns hätte ihren Hund verwundet, sie hätte es geschlagen dafür. Dadurch sei sie in Streit geraten mit Maryla, Lucif sei dazu gekommen und hätte ihren Hund in die Warthe geworfen, ja, ihn noch mit dem Ruder geschlagen, um ihn dem sicheren Tod zu weihen. Voss Ingrim hätte sie das Ruder gegen ihn erhoben, aber fehl geschlagen. Als er seinerseits dasselbe getan, hätte die Wucht des eigenen Schlages seinen Kahn zum Kippen gebracht, er sei ins Wasser gefallen. Fraglos hätte er ans Ufer schwimmen können, aber er habe auch ihren Kahn mit ihr selbst niederreißen wollen. Wäre es ihm gelungen, den Stand des Kahnes zu packen, so hätte sie rettungslos untkommen müssen. Deshalb — in äußerster Notwehr — hätte sie seine ausgestreckten Hände niedergeschlagen, worauf er versucht hätte, das Ufer zu erreichen. Die reißende Strömung und die eingetretene Ermüdung hätten das gehindert.

Daraufhin ließ sich keine Anklage erheben. Bassia kehrte also frei in ihre Hütte zurück. Aber ihre Kraft schien nicht minder gebrochen wie die ihrer Feindin. Ueber beide Frauen kam etwas Stumpfes. Bassia Dvorak saß tagelang schweigend in ihrer Wohnung. Sie hatte niemand mehr: der Hund war nun auch tot.

Und Maryla Wyrimba hatte zwar noch ihren Bogdan und ein zweites Kindlein sollte bald eintreffen, aber sie kümmerte sich um nichts mehr. Sie saß immer nur auf der Bank und sah nach der Warthe — nach jener Stelle der Warthe, wo Lucif versunken war. Als das zweite Kindlein geboren werden sollte, kaufte sie sich ein Kreuz, einen Bogen Papier, Feder und Tinte und schrieb einen halben Tag an einem Briefe, faltete das Schriftstück sorgfältig, siegelte es und ging damit zur Stadt. Zwei bis drei Tage später ward ein totes Mädchen von ihr geboren, und nicht lange darauf faltete Maryla die Hände über der Brust, prekte den Kopf tief in die Kissen und senkte zum letzten Male. Sie wurde zu Grabe getragen, man sprach im Dorf viel von dem Unglück der Wyrimbas und war es ganz zufrieden, als der Schulze zum Vormund des Kindes ernannt wurde. Mochte der sich den Kopf zerbrechen, was mit dem kleinen Bogdan geschehen solle.

Einzel Tages kam Bassia zum Schulzen.

„Was wollt Ihr?“

„Ich will fragen, ob Ihr schon über das Schicksal Bogdan Wyrimbass beschlossen habt.“

„Seid Ihr so neugierig?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Hört, Schulze, was ich sagen will. Sie nennen mich Hexe, nun, Ihr lacht darüber wie ich. Ich bin eine gute Katholikin und bet' den Rosenkranz wie jede andere ehelich ab. Seit der Ertrunkene mir den Hund getötet hat, bin ich ganz allein. Ich hab' nichts mehr, wofür ich sorgen kann. Und das macht dumme Gedanken. Deshalb dacht' ich bei mir: „Du gehst zum Schulzen und fragst ihn, ob er Dir den Bogdan Wyrimba in Pflege geben will.“

Alles andere hatte der Schulze erwartet — das nicht. „Was redet Ihr da für Zeug, Bassia

Dvorak? Hat das Kind nicht Euren Hund geworfen?“

„Das hat es. Ich will es lehren, das nicht zu tun.“

„Ihr seid ein merkwürdiges Weib.“

„Kann sein, Schulze. Redet mit den Richtern in der Stadt oder wer da befehlt, was weiß ich. Der Bogdan soll's gut bei mir haben, und sein Erbteil bleibt ihm. Ich will keinen Pfennig dafür. Ich will mir jemand um mich. Sonst ist alles, was ihm heut gehört, in zehn Jahren als Kostgeld bezahlt. Gebt Ihr ihn mir, hat er ein schönes Stück Geld, wenn er erwachsen ist. Und paßt Euch die Pflege nicht, so könnt Ihr ihn mir ja tagtäglich nehmen.“

Es gab lange Verhandlungen, und Bassia Dvorak würde vergeblich geredet haben, wenn sich eine andere Möglichkeit geboten hätte. Aber die Bauern wollten nichts Fremdes im Haus, es sei denn gegen reichlichen Ersatz. Und so geschah das Unerwartete, daß Bogdan Wyrimba zu der Hexe kam. Es dauerte Wochen und Monate, ehe Bassia sich das Herz des Kindes erwarb. Immer neue Geduld und Liebe brauchte es, um Trost und Furcht in dem Knaben zu bannen. Aber seit der schrecklichen Szene auf der Warthe war die Hexe eine andere geworden. Und der Tag kam, wo Bogdan die Arme um ihren Hals schlang und sie an sich drückte.

Die Jahre vergingen, das Kind ward größer. Die Erinnerung an seine Eltern erlosch mehr und mehr. Bassia Dvorak ersetzte sie ihm, daß er den Verlust nicht fühlte. Und als die Dörfler sahen, mit welcher Liebe Bogdan Wyrimba an seiner Pflegemutter hing, wurden sie freundlicher. —

Bogdan war längst aus der Schule. Er half Bassia Dvorak in der Wirtschaft. Er kam, als die einzige Stütze der Altgewordenen, vom Militär frei. Er wurde großjährig und mußte in die Stadt aufs Kreisgericht. Dort sollte er die Rechnungen prüfen, die man ihm vorlegte. Er sagte ja, schrieb seinen Namen und konnte frei über eine für die örtlichen Verhältnisse nicht unbedeutende Summe verfügen. Schon wollte er sich auf den Heimweg machen, als ihm ein seit siebzehn Jahren beim Gericht niedergelegtes Schreiben eingehändigt ward. Er stutzte.

„Mein geliebter Bogdan!“

„Ich schreibe dieses für Dich auf. Ich werde vielleicht sterben, und wenn ich tot bin, wird Dir niemand sagen, was Du tun sollst. Du wirst dann bei fremden Leuten aufwachsen. Dein Vater war ein guter Mensch. Er würde noch lange Zeit gelebt haben und Du wärest keine Waise, wenn es nicht schlechte, heidnische Menschen gäbe. Diesen Brief wirst Du erst bekommen, wenn Du groß bist. Dann gehe ins Dorf oder über die Warthe nach dem Mäuberberg und suche nach Bassia Dvorak, der Hexe. Wenn sie noch lebt, dann gehe hin zu ihr und sage: „Mich schickt Lucif Wyrimba und Maryla Wyrimba. Sie können sich nicht mehr an Dir rächen, denn beide sind tot. Aber ich bin ihr Sohn!“ Und dann nimm das Ruder ihres Bootes und sage: „Mit diesem Ruder hast Du meinen Vater geschlagen, daß er ertrunken ist. Seine Seele ist im Himmel. Mit diesem Ruder schlage ich Dich, daß Du zur Hölle fährst!“ Leb wohl, Bogdan, mein geliebter Sohn. Und hast Du Bassia Dvorak, die Hexe, getötet, so komm an mein Grab und sag es mir. Möge Dich die heilige Jungfrau immer segnen! Das wünscht Deine Mutter Maryla Wyrimba.“

Bogdan zitterte an allen Gliedern. Er wollte den schwerfällig geschriebenen Brief noch einmal lesen. Aber vor seinen Augen war ein Flimmern. Bassia Dvorak, seine Pflegemutter, die er über alles liebte, hatte seinen Vater getötet! Bassia Dvorak, seine Pflegemutter, die er über alles liebte, sollte er mit dem Ruder des Kahnes niederschlagen.

Tausend Gedanken und Empfindungen tauchten in ihm auf. Sein ganzes Inneres war im Aufruhr. Endlich entschloß er sich, den Schulzen aufzusuchen. Der war eisgran geworden. Bogdan sagte nichts von dem Brief. Er dankte für die Vormundschaftspflege, obschon er wenig davon gespürt hatte, und sprach: „Ihr seid alt und habt viel erfahren. Gedenkt Ihr des Tages, da mein Vater starb?“

Der Greis bewegte die Lippen. „Die Warthe birgt viele, mein Söhnchen. Dein Vater hatte sie lieb und sie hat ihm doch den Tod gebracht. Was soll man da reden?“

„Und wie ist er ertrunken? Man sagt, Bassia Dvorak habe zugehört und geholfen.“

„Man sagt viel. Drei waren dabei. Dein Vater, der konnt' nicht mehr reden. Bassia Dvorak, sie wird es nicht sagen. Deine Mutter — je nun, sie hat's durchs ganze Dorf geschrien. Laß die alten Geschichten. Deine Eltern sind tot, und Bassia Dvorak hat Dir Gutes getan.“

Bogdan Wyrimba schritt heim. Der Schulze wußte also darum, seine Mutter hatte recht. Vor der Hütte am Mäuberberg saß Bassia. Die Biere fraß ihr aus der Hand.

„Was ist Dir, Liebling?“ fragte sie und sah in sein Gesicht. „Bist Du nicht zufrieden? C ist Geld genug für Dich.“

„Es ist nicht das Geld,“ sprach Bogdan. Und dann trat er auf sie zu. „Bassia Dvorak, ich danke Dir, daß Du mir viele Jahre Gutes getan hast. Du warst zu mir wie ein Vater und eine Mutter. Hast Du meinen Vater und meine Mutter gut gekannt?“

Die Alte war aufgestanden. Mit starren Augen sah sie ihn an. Wie abwesend streckte sie die zittrige Hand aus. „Liebling,“ sagte sie tonlos, „wie sprichst Du zu mir?“

„Ich hab' Dich bis jetzt Mutter genannt!“

„Bis — jetzt.“ Langsam tasteten die Finger nach der Bank.

„Bassia Dvorak,“ redete er weiter, „lies diesen Brief.“

„Von wem?“

„Vom Gericht. Meine Mutter hat ihn geschrieben. Meine richtige Mutter. Wohl wenige Tage vor dem Tode.“

Das Haupt der Alten sank vor. „Deine — richtige Mutter! Ich kann — nicht mehr lesen — lies selbst.“

„Höre!“ Wort für Wort, ganz langsam, las er das Schreiben. Es blieb lange still da nach. Die Warthe rauschte.

„Bassia Dvorak, was wirst Du hierauf erwidern?“

Die Alte flüsterte vor sich hin. „Bist könnt' ich sagen. Es nützt nichts. Maryla Wyrimba, Du bist stärker als ich.“

Und plötzlich schien ihre Kraft zurückzukehren. „Bogdan Wyrimba,“ sprach sie, „komm mit.“ Sie ging voran, zum Flusse hinab. Er folgte ihr. Als sie am Steu stand, richtete Bassia Dvorak sich auf. Ihr Haar war weiß. „Bogdan Wyrimba, hier ist das Ruder. Gott sei mir und Dir gnädig!“

Und sie kreuzte ihre Arme und wartete, das gebleichte Haupt tief geneigt.

Der Sohn des Fähmanns stand unbeweglich, auf das Ruder gelehnt, das nach seinem Vater geschlagen. Dann warf er es nieder und ging davon, die Warthe entlang. Als Bassia das Haupt hob, sah sie ihn immer weiter wandern, dem Laufe der Warthe folgend. Sie rief ihn nicht. Sie blieb regungslos stehen. Ihr Auge war schwach geworden, aber erreichte ihn noch. Er sah sich nicht um. Alles ging von ihr, alles nahm die Warthe. Stumpf blickte sie den Fußweg hinunter, auch dann noch, als keine Spur von Bogdan mehr zu sehen war. —

Die Leute im Dorf schüttelten den Kopf. Bassia Dvorak saß den ganzen Sommer tagelang auf der Bank und sah sich dumm und blind. Im Winter sah sie zum Fenster hinaus.

„Se, Mutter, wie geht's?“ rief wohl eine Bauernfrau, die vom Markte kam.

„Danke der Nachfrage, ich wart' auf Bogdan. Der Liebling bleibt lange.“

Sie wartete noch mehrere Jahre. Als er im vierten Frühling auch nicht wiederkehrte, setzte es sich ihr im Kopfe fest, daß sie ihn suchen müsse. An der Warthe würde er schon irgendwo sein. Die Warthe ließ keiner. So verkaufte sie ihr Vieh und was sich sonst verkaufen ließ. Dann band sie ein Bündel, in dem die Kleider und wenig Andenken waren, steckte das Geld zu sich und ging durch die altersschwache Hütte. „Dich will auch keiner,“ sagte sie, „nicht einmal das Wasser, das drüben alles nimmt, was es kriegen kann. Du bist zu hoch dafür. Wollen sehen, ob Dich das Feuer will.“

Und das Feuer wollte die Hütte. Die Flammen erfaßten sie, und während sie prasselnd emporleckten und ihr knisterndes Triumphlied sangen, während die Sparren frachten und der Rauch blau darüber freiste, bestieg Vassia Dvorak den alten Stuhl und fuhr die Warthe hinab nach Osten. Vom Dorfe sah sie niemand wieder. Auch Bogdan Wyrinba blieb verschollen. -



Das „Monument der Arbeit“ und sein Schöpfer.

Von Ernst Schur.

Wenn man in Constantin Meuniers Gesicht blickt, so fällt in den Zügen die Mischung tiefen Sinnes, leidvollen Betrachtens auf und zugleich die Andeutung verhaltener Kraft. Eine machtvolle Ruhe. Tiefe Furchen. Ein warmblickendes Auge. Im ganzen ein Kopf wie von der Natur gemeißelt. Nichts Falsches, nichts Verechnendes in den Zügen. Wahrheit spricht aus dem Munde. Der Mund scheint herb und pessimistisch, zugleich ist er trotzig gebildet. Eine freie und offene Stirn gleicht monumental den Zwiespalt im Ausdruck aus.

Die großen Bildhauer, die wir aus der Vergangenheit kennen, stellen wir deshalb so hoch, weil in ihrem Werk die Kulturidee ihrer Zeit Form gewann. Nicht das bloß technische Können imponiert uns. Dies ist Voraussetzung. Erst wenn sich zu der Gestaltung die Durchdringung mit der treibenden Kraft der Zeit gesellt, erkennen wir in dem Schöpfer den Typus seiner Zeit an. Sein Werk legt ein Bekenntnis ab von der Idee der Zeit, ihrem innersten Gehalt. So sehen wir in den Werken der griechischen Plastik den reinen Geist des antiken Griechentums in edlen Formen aufbewahrt und wir genießen und verstehen in den antiken Statuen und Friesen das Wollen und die Kraft dieses Volkes. Ebenso ist es dann mit der Renaissance. Donatello und Michelangelo repräsentieren in ihren Werken den Geist der Renaissance, den wir unmittelbar hieraus ablesen, als wenn wir dickleibige Kulturbeschreibungen einsehen.

So ist es auch mit Meunier. Er sagt uns unmittelbar, ohne Umschweife in seinem Werk, was unsere Zeit sucht, was sie will. Es liegt ein Bekenntnis darin. Damit gewinnt sein Schaffen typischen Wert. In ihm erhält die tiefste, eigenartigste Idee der Gegenwart, die schöpferische Idee unserer Zeit, kurz die Idee unserer Zeit Formkraft. Er macht sich und sein Können dieser Kraft dienstbar. Es ist die soziale Idee.

Am 12. April 1831 ist Meunier in Etterbeck geboren.*) Etterbeck gehört jetzt zu Brüssel, galt damals jedoch nur als kleinstädtischer Vor-

ort. Meunier hatte fünf Geschwister. Der Vater starb früh. Die Schwestern verdienten als Modistinnen. Die Not wich nicht von der Familie, die sich ohne ein männliches Oberhaupt im Kampf des Lebens durchringen mußte.

Meunier war schwach und kränklich. So machte auf ihn die Trübseligkeit seiner Jugend, die selten Freudigkeit und Zuversicht sah, besonders quälenden, tiefen Eindruck.

Meunier hatte einen Bruder, der viel älter war als er, Jean Baptiste. Der hatte einen Ruf als tüchtiger Kupferstecher. Er überlebte die Gemälde der belgischen Maler, die damals berühmt waren, in den Kupferstich. Dieser nahm Constantin mit auf die Akademie. Dann trat er in das Atelier des Malers und Bildhauers Fraikin, dessen Werke uns jetzt einen stiftlichen und akademischen Eindruck machen. Meunier wurde zu allerlei untergeordneten Arbeiten verwandt. Zuerst tat er alles willig. Dann aber machte sich der Uebelstand bemerkbar, daß Fraikin, der Vielbeschäftigte, keine rechte Zeit zu einer energischen Lehrtätigkeit hatte. Um zu sparen, tat Meunier sich mit mehreren anderen jungen Künstlern zusammen und mietete eine Scheune, um dort zu arbeiten. Bald darauf, als er einjah, daß die in der Nachahmung der Antike und der Franzosen besangene Plastik ihm nicht genigte, entsagte er der Bildhauerkunst und wandte sich der Malerei zu. Namentlich die Niederländer zogen ihn an, deren Landschaften ihm eine lebendige Sprache redeten. Unter dem Einfluß des begabten de Groux, der zuerst die Welt der Arbeit und des Glends im Wilde zeigte, kam Meunier in die soziale Gedankenwelt hinein. Dann malte er eine Reihe Gemälde aus dem Leben der Trappisten einer Klosterzelle, deren Leben ihn interessierte. Schon langsam tastete sich Meunier hin zu dem Stoff, der die Aufgabe seines Lebens war. Er malt eine „Episode aus dem Bauernkrieg“, ein düsteres Bild, in dem die Farben unheimlich aus dem dunklen Grund leuchten.

1880 sah Meunier zum erstenmal in der Nähe von Lüttich eine Glasfabrik. Von da ab beginnt die entscheidende Wandlung in ihm. 1882 stellt er Studien nach diesen Motiven, die der Arbeit des Glasbläfers entnommen sind, aus. Verstärkt wurde der Eindruck, den Meunier dort empfing, durch einen Besuch der Hüttenwerke des Vorinages bei Mons. Der Betrachter hat hier einen Anblick ähnlich dem im Ruhrkohlenbezirk. Alles ist schwarz. Das bunte Leben scheint erstorben: Fabriken, Bergwerk, Kohlen. Dieser Eindruck wird noch stärker, wenn man bedenkt, daß nur wenige Stunden Eisenbahnfahrt an den Rhein führen, dessen lachende Schönheit alles Leid vergessen machen will. Tief in die Erde hinein führen die Gänge. Fortwährend qualmt der Rauch gen Himmel und eine Hölle scheint hier bereitet. Camille Lemonnier, der Freund Meuniers, beschreibt in seinem Buche, das Meuniers Schaffen behandelt, dieses Land mit folgenden Worten und gibt damit — er besuchte die Gegend gemeinsam mit Meunier — den ersten Eindruck wieder:

„Eines Tages war ich mit Meunier dorthin gekommen. . . . Der Mann, der eines Tages in nachdenklichen und tiefempfundenen Werken die niederen Volksmassen in die Kunst einführen sollte, kannte selbst dieses schwarze Land noch kaum, das für ihn der Anstoß für eine reine Ausdrucksart der Menschheit werden sollte. Wir stiegen auf den kleinen Turm des Schlosses von Mons. Unter einer langsamen, unaufhörlichen Ueberchwemmung mit Kohlenstaub zeichnete sich die Luft in ruhigen Tönen, die den warmen Nachmittag entfärbten. Der aus den hohen Effen unaufhörlich emporgeschleuderte Ruß bedeckte die Landstrecken, die in der wirbelnden Strömung des unablässigen Rauches blutlos und verwüftet erschienen. Der Eindruck, uns plötzlich vor diesen ausgedörrten Horizonten zu sehen, unter denen

sich auf allen Seiten dunkle Hügel aufbauten, war so stark, daß wir lange schweigend verharrten. . . .!“

Diese Welt nahm Meunier also gefangen. Es entstanden die Bilder, die das ganze Leben der Vergleute enthalten, jeder Tag, jede Stunde, jede Jahreszeit zeigt die charakteristische Prägung. Die Strenge und Herbe der Gesamterscheinung des Landes ist in der Kunst erhalten. Aber er appelliert nicht an das Mitleid. Dies ist eine Welt für sich, die aus sich selbst die Kraft zur Erhöhung auslöst. Darum das Behaltene, Selbständige, Trostige darin. Meunier hat aus dem Leben der Gegenwart die Linie herausgelesen, die auswärts führt. Dieser Anblick weckte in Meunier eine Welt, in der er zum erstenmal die Erfüllung dessen sah, was in ihm nach Gestaltung rang.

Man muß Meunier als Künstler in die Reihe der Schaffenden einreihen, die durchtränkt von tiefer, mitleidender sozialer Anschauung freiheitliche Ideen fortführen. Man muß an Bala denken, an dessen Pathos, an dessen inbrünstige Menschheitserschöpfungen, die so durchtränkt sind von dem Glauben an die Kraft.

Diese Linie läßt sich noch weiter zurückverfolgen. Es ist die Revolution, die hier noch wirksam ist. Das Pathos der Erhebung, der Aufklärung, der Menschöpfung. Diese Stimmung durchzieht das Schaffen der jüngeren französischen Künstlergeneration bedeutend. Man braucht nur die alten Bilder und Skulpturen der Revolutionszeit anzusehen, welche ungebändigte Leidenschaft liegt darin!

In Meunier ging dieses Gefühl eine neue Mischung ein. Meunier ist nicht Franzose. Er ist Belgier. Er hat neben dem heftig elementaren Gefühl das Bedächtig-Schwere, die tiefe Empfindung. Sein Temperament braust nicht auf, um dann flackernd zusammenzusinken. Was er erkannt hat, das führt er durch und die Mut des schweren Pathos durchzieht sein ganzes Werk. Seine Arbeiten wollen nicht blenden, nicht hinreißen. Sie haben die Ruhe der eigenen Kraft, des vollen, in sich beschlossenen Seins. Daher hat auch seine Kunst etwas, das die französischen Arbeiten nicht haben, jene durch nichts sich beirrenlassende Kraft der Erkenntnis, die schließlich in jedem Werk gereinigt dassteht. Ja, das führte ihn überhaupt dazu, Kraft und Schönheit da zu entdecken, wo andere nur eine Augenblicksanlage formulieren oder im Skizzenhaften verharren. Er sah tiefer. Er sah das Eigene, das Ruhend-Monumentale, die Kraft, die in die Zukunft weist.

Eine eigene Stellung in Meuniers Werken nehmen die Reliefarbeiten ein. Auch hier ist der Grundcharakter der geschlossene, einheitliche Eindruck, zu dem Meunier immer hinstrebt. Auf dem Hintergrunde des Steins findet ein großzügiger Kampf der Kräfte statt, ein Hin- und Widerstreben. Dieser Hintergrund ist nun nicht glatt und unbelebt. In außerordentlich freier Weise sind Dinge zur Darstellung gebracht, die sich sonst der Wiedergabe entziehen. Man spürt das Licht, die Luft, in der diese Dinge vor sich gehen. Diese Stimmung hält Hintergrund und Figuren zusammen und bildet aus beiden ein bewegtes Ganzes, das umfassen ist von atmosphärischer Stimmung. Völlig heben sich vorn die Figuren heraus. Dann stufen sich die Massen ab, bis hinten die letzten Dinge in leicht angedeuteten Konturen mit der Fläche des Hintergrundes verschwimmen. Durch sparsame Andeutungen wird der ganze Schauplatz gegeben, auf dem der Vorgang sich ereignet. Wie kühn ist die Darstellung in „Bergmann vor Ort“! Da sehen wir nur in schiefer Stellung hingelagert den Arbeiter. Um ihn unregelmäßige Konturen des hängengebliebenen Gesteins. Und wir haben sofort die Suggestion, daß dieser Arbeiter sich tief unter der Erdoberfläche befindet, daß er sich in die Enge hineinzwängt und daß er

*) Die folgenden Daten und Angaben sind der neuesten Publikation über Meunier entnommen, die diese Illustrationen bringt, dem 79. Band der Künstlermonographien bei Belhaven u. Klasing.

nun in dieser Lage seine Stange in den Fels schlägt. — Eine vollendete Ausbildung erfuhr dieser Reliefstil in dem „Denkmal der Arbeit“), das das Lebenswerk des belgischen Bildhauers darstellt, in dem sich sein ganzes Schaffen konzentriert. Mit diesem Denkmal hat sich der Künstler eine lange Reihe von Jahren beschäftigt. Er hat immer wieder über die beste Fassung der künstlerischen Idee nachgedacht, hat probiert, verworfen und neue Pläne erdacht. Die Idee, die ihm vorschwebte, war so groß und umfassend, daß er nur schwer sich dazu zwingen konnte, sich zu bescheiden, um die Größe des ganzen, einheitlichen Eindruckes zu retten, zu erhalten. Schließlich bestimmte er, nachdem die Genehmigung zu einer Ausstellung auf einem öffentlichen Plage von der klerikalen Regierung versagt war und deshalb der Plan eines Sockelaufbaues, der die vier Reliefs, oben die Statue des Säemannes, tragen sollte, folgende Anlage, in welcher Form es in dem Museum in Brüssel zur Ausstellung gelangen soll.

Ein Rundbau nimmt in vier geteilten Feldern die Reliefs auf. Vier Figuren teilen die Abschnitte. In der Mitte steht der Säemann, der den Samen über die Erde streut.

In diesen vier Figuren hat Meunier je einem Typus eine prägnante Form gegeben. Es ist ein Bergarbeiter, ein Arbeiter, ein Schmied, eine Mutter mit Kindern. Sie sind in sich abgeschlossen und geben in ihrer prachtvoll isolierten Konzentriertheit Sammelpunkte der Betrachtung. Sie sind in Bronze ausgeführt. Dadurch betonen sie düster und machtvoll die Abgrenzung gegen die dazwischenliegenden Reliefs, die hinter ihnen erscheinen.

Diese Reliefs stellen den Handel und den Ackerbau, den Bergbau und die Industrie dar.

Arbeiter schleppen und schleifen die Waren vom Schiff; Säcke, Kisten werden getragen, einer führt ein Pferd, ein Faß wird gerollt. Der Eindruck ist ruhig, ausgeglichen. Man hat die Vorstellung eines offenen Hafens durch den ruhigen, weitflächigen Hintergrund. Groß und gerade recken sich die Gestalten ohne Anstrengung in die Luft und heben sich leicht und ohne Brechung der Linien ab. Dies ist der „Handel“.

In der „Ernte“ befinden wir uns auf dem Felde. Wir spüren die Freiheit des unendlichen Horizonts, des freien Himmels. Die Halme biegen sich. Wir stehen mitten im Weizenfeld. Gestalten kommen heraus, bücken sich, schneiden die Halme. Es ist eine harmonische, gefegnete Arbeit, getan in freier Natur. Die Gestalten sind in jeder Beziehung durchge-

*) Die dem Artikel beigegebenen Bilder waren in den Originalen während der ersten Wochen dieses Jahres bei Koller u. Reimer in Berlin ausgestellt.



Constantin Meunier.

bildet und gesund. Die ruhig dastehende Figur der Weizensämlerin verstärkt diesen Eindruck. Es ist, als schwingt die volle, schöne Luft des Sommers über dem Felde, in dem die Ähren sich bewegen.

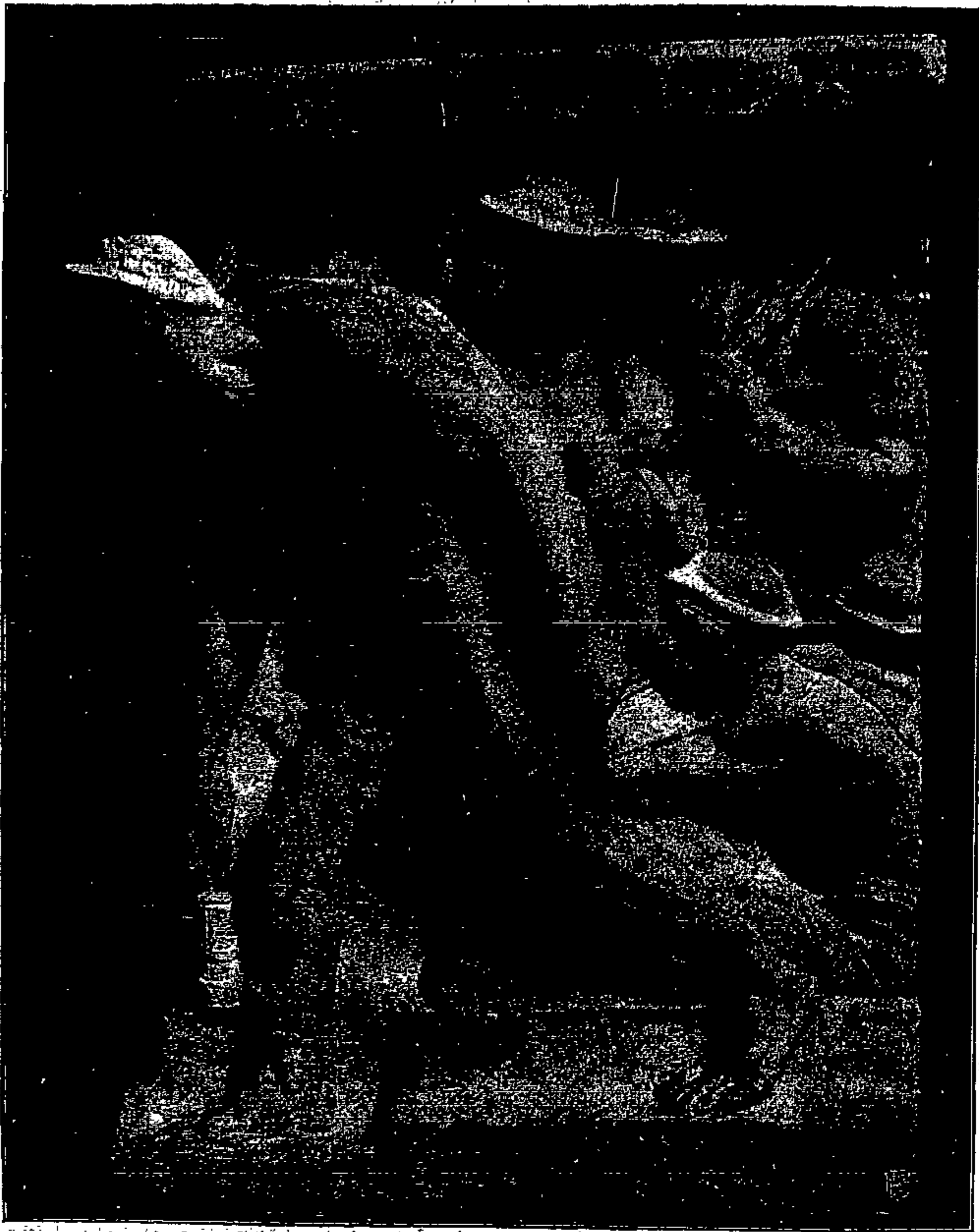
Dagegen betont der Bergbau den unheimlich düsteren Charakter der unterirdischen Arbeit.

Der scharf über dem Ganzen abschneidende Fels gibt die Suggestion; wir befinden uns tief im Schoß der Erde. Die Körper stemmen und zwingen sich in die Gänge. Mit voller Wucht arbeiten die Muskeln, die stark ausgeprägt sind. Schöne, ausdrucksvolle Stummheit und Enge drängt die Leute zusammen, die wir in ihrem Treiben und Tun belauschen. Hier ist alles gesammelt, während in der „Ernte“, im „Hafen“ alles mehr ausschreitend, frei gehalten ist.

Den gleichen Eindruck konzentrierter Arbeit mit vereinten Kräften behält die „Industrie“ bei. Hier befinden wir uns in einer Glasfabrik. Das Feuer loht in prachtvoller Majestät. Hitze schwingt in dem Raum. Ein gewaltiger Moment ist hier gebannt, wie die Männer mit Anstrengung aller Kraft dem Feuer trocken und das Glühende zwingen.

Allen vier Reliefs ist das eine eigen: die Konzentriertheit des Eindruckes. Bewegung in Ruhe, Ruhe in Bewegung. Die Männer sind halbnackt, wodurch Meunier die Gelegenheit erhielt, die Ausbildung des körperlichen voll durchzuführen und je nach der Arbeit die Wirkung auf Muskeln und Gelenke zu modifizieren. Unter der ruhigen Oberfläche der Gleichheit ergibt sich hier ein kontrastreiches Widerspiel von Bewegungen und Nuancen. Immer hat Meunier darauf geachtet, ein allzuviel an Personen zu vermeiden. Maßvoll behält er nur das notwendigste. Und dieses Notwendige fügt sich zu einem großen Rhythmus zusammen, der in den Linien des vorschreitenden Säemannes gehalten ausklingt. —

Wie kein anderer sonst, schloß sich Meunier seiner Zeit, der Gegenwart an. Er konnte nichts anderes sein als ein Mensch seiner Zeit. Er wollte nichts als nur den Typus der Gegenwart schaffen. Kein fremder Ballast beschwert ihn. Er hat sich von alten Stilen befreit. Als Kulturerbscheinung, als Mensch, der aller Fesseln der Vergangenheit bar, steht er groß da. Er ist ein Wahrheitssucher, der in dem Menschen der Gegenwart die eiserne Erfüllung findet. Es kommt aber nicht nur darauf an, dieses Menschliche, Persönliche ausschließlich zu betonen. Wir müssen das Künstlerische herankommen. In allen diesen Arbeiten bereitet sich energisch ein Stil vor. Das ist das Schöne. Meunier macht resolut einen Anfang. Er stellt sich nicht rücksichtslos als alleinigen Präzedenzfall hin. Er läßt anderen den Weg frei und zeigt, wie seine Kunst als ein energischer Anfang einer naturwahren und gegenwartstarken Kunst aufzufassen sei. Das ist ein Beweis seiner sozialen Auffassung. Er stellt sich als Künstler nicht abseits. Er konzentriert den Blick nicht auf sich, seine Person, sondern auf sein Werk. Und mit diesem Dienste er der Allgemeinheit. — Seit 1887 war Meunier Professor an der



Ausfahrt der Bergleute. Relief von Meunier.



Heimkehr der Bergleute. Relief vom „Denkmal der Arbeit.“



Die Industrie. Relief vom „Denkmal der Arbeit.“

Academie zu Löwen. Er war ein stiller, einsamer Mensch, dem nur daran lag, Zeit und Ruhe zu seiner Arbeit zu haben. Löwen ist eine Stadt, die ihm diese Ruhe geben konnte. Hier lebte er acht Jahre in fast völliger Einsamkeit. Nur seine Familie war um ihn. Als sein Nischen stieg, siedelte er nach Brüssel über.

Seit 1886 datiert eigentlich sein Ruhm. Er ging von Paris aus, wo er im „Salon“ 1886 eine lobende Erwähnung, 1889 auf der Weltausstellung den „großen Preis“ erhielt. Dann verlieh ihm München 1892 die goldene Medaille, 1896 gab Wien in Paris eine reichhaltige Zusammenstellung seiner Werke in dem neuen Kunstgewerbehaus „l'art nouveau“, die seinen Ruf noch weiter ausdehnte, 1897 erschien er in Dresden auf der ersten großen Kunstausstellung, 1898 in Berlin bei Kreller u. Meiner. Danach beeilten sich die Museen, Arbeiten von Meunier zu erwerben. Dresden steht da in erster Linie. 1900 erhielt Meunier noch einmal in Paris den „großen Preis“.

Bis zum letzten Tag war er tätig gewesen, in seinem großen, einfachen, nur Arbeitszwecken dienenden Atelier, das keinen Schmuck aufwies. Er starb am 3. April 1905. —

Einiges von der Wohnungshygiene.

Von Dr. R. Silberstein.

(Schluß.)

Liebig nahm an, daß die Feuchtigkeit neuerbauter Häuser dadurch bedingt sei, daß der Kalk des Mörtels allmählich eine Umwandlung in kohlen sauren Kalk erleidet und daß dabei der chemische Wasserbestandteil, das sogenannte Hydratwasser, frei werde. Das Trocknen sollte im wesentlichen darauf beruhen, daß die Bewohner möglichst viel Kohlen säure liefern und so die Umwandlung des Kalkes in kohlen sauren Kalk beschleunigen. Die neuere Forschung hat ergeben, daß dies sogenannte Hydratwasser bei der Wohnungsfeuchtigkeit nur eine geringe Rolle spielt; Bettentöcher schält den Anteil des Hydratwassers an der Wohnungsfeuchtigkeit nur mit 5 Prozent ein. Viel mehr kommen dafür in Betracht die großen Wassermengen, die mit dem feucht aufgetragenen Mörtel in das Mauerwerk gebracht werden und ferner das Wasser, das zum Reinigen und Anwässern der Ziegelsteine gebraucht wird; hinzu kommt ferner die Durchdringung des Baues durch Regen, feuchte Luft, Schnee und andere klimatische Einflüsse sowohl vor als auch nach dem Eindecken. Die Schäden der feuchten Wohnungen legt Dr. Gemünd in einer neuen Arbeit ausführlich dar. Zunächst werden die Verhältnisse außerordentlich ungünstig beeinflusst; während trockene poröse Mauern leicht einzuheizen sind, erfordern feuchte außerordentlich große Wärmemengen; ferner wird die Wärme durch die feuchten Wände viel leichter nach außen fortgeleitet und schließlich findet an den feuchten Wänden bei hoher Temperatur der Innenluft eine erhebliche Wasserverdunstung statt; so kommt es, daß auch bei stärkster Erwärmung der Innenräume die Wände stets erheblich kühler bleiben. Da die Bewohner sich meist in der Nähe der Wände aufhalten und auch die Betten, Schränke, Stühle an den Wänden stehen, so sind die Menschen ebenso wie wichtige Gebrauchsgegenstände der Abkühlung und Durchfeuchtung ausgesetzt; besonders unangenehm ist dies bei den Betten. Verschlimmert wird die Luft in den feuchten Wohnungen noch durch das Wuchern der Schimmelpilze, die überall wachsen, alles mit ihrem Rasen überziehen, Gebrauchsgegenstände und Nahrungsmittel zerstören, Tapeten und Bilder vollkommen unbrauchbar machen. Der dumpfe fade Geruch, der einem aus feuchten Wohnungen entgegenströmt, hat seinen Ursprung hauptsächlich in der

Anfiedelung der Schimmelpilze. Es ist festgestellt, daß eine Reihe von Erkrankungen die Bewohner solcher feuchten Wohnungen befallen können, als da sind Rheumatismus, Erkrankungen der Luftwege und des Magendarmkanals, auch gewisse Formen von Nierenentzündung kommen hierbei in Betracht. Es ist deshalb eine mehr als gerechte Forderung, daß jeder Hausbesitzer, der Wohnungen auf den Markt bringt, vor allem einer behördlichen Kontrolle in dem Sinne unterliegen müßte, daß ein Vermieten der Wohnungen vor völliger Trockenheit des Neubaus ausgeschlossen ist. Davon sind wir leider noch weit entfernt. Der Handel mit ungehunden Wohnungen ist leider noch nicht mit Strafe bedroht, wie der Handel mit ungehunden Lebensmitteln.

Ein wichtiger Faktor für die Wohnung ist die natürliche Belichtung. Wir hatten schon vorher auf die Zimmerhöhe hingewiesen, die außer der genügenden Luftmenge auch die nötige Lichtmenge den Bewohnern bringen soll, natürlich müssen die Fenster auch die ausreichende Höhe haben und vor den Häusern ein genügend großer lichtpendender Raum zur Verfügung stehen; leider fehlen in den meisten Bauvorschriften, abgesehen von der Breite der Straßen und Gänge im Verhältnis zur Höhe der Häuser genaue Vorschriften über die Belichtungsgröße der Wohnräume, und doch ist eine präzise Feststellung der Belichtung für die Wohnräume von ungeheurer Wichtigkeit. Das Licht ist von überaus großem Einfluß nicht nur auf Leben und Gesundheit des Menschen, sondern auch auf das geistige Streben und das ganze Temperament, Dunkelheit macht träge, mürrisch, unfähig zu geistigen Arbeiten und heiterem Lebensgenuß, Licht regt alle Lebensgeister an, hält Geist und Körper frisch und gesund. Das italienische Sprichwort, wo Sonne ist, ist Gesundheit, hat seine Bestätigung durch die moderne Wissenschaft gefunden. Die größten Feinde des Menschengeschlechts, die Bakterien, wuchern und gedeihen in der Dunkelheit, aber der Strahl des Lichtes tötet sie.

Und wieder sind es die Proletarier, die das segenspendende Licht in ihren Wohnungen entbehren müssen. Die Bebauung unserer Großstädte mit ihren 4—5stöckigen Mietskasernen, ihren Quergebäuden und Seitenflügeln, zwischen denen die kleinen Gänge wie Lichtschächte wirken, hat es bewerkstelligt, daß in vielen Hofwohnungen, besonders in den unteren Stockwerken, die Belichtung eine ungenügende ist. Viele Wohnungen gibt es, die nie ein direkter Sonnenstrahl trifft. Am schlimmsten steht es mit den Kellerwohnungen, die ja nicht nur in bezug auf Belichtung unzureichend, sondern in jeder Hinsicht als schwer gesundheitsschädlich zu betrachten sind, und dabei zählt man, wie Landsberger angibt, 1900 in Berlin noch über 24 000 Wohnkeller, in denen 5 Proz. der Bevölkerung untergebracht waren, in Altona wohnten fast 6 Proz., in Posen über 7 Proz. der Einwohner in Kellern. Daß Kellerwohnungen für Wohnungszwecke überhaupt geschlossen werden müßten, ist eine ebenso alte wie gerechtfertigte Forderung der Hygiene.


Will man die Wohnungsfrage gründlich nach gesundheitlicher Seite hin reformieren, so bleibt nichts weiter übrig, als mit dem System der modernen Mietskasernen zu brechen und nach und nach zu dem Ein- oder höchstens Zweifamilienhaus überzugehen, wie es in England und auch in einigen Teilen des westlichen Deutschlands besteht; nur auf diese Grundlage kann man hoffen, die Forderungen der Hygiene zu verwirklichen, die bei den Mietskasernen, in denen die Proletariermassen zusammengepfercht werden, fast undurchführbar sind. Außerordentlich verhängnisvoll wird aber das enge Zusammenwohnen des Volkes beim Ausbruch einer Epidemie; das hat sich ja zu der Cholerazeit in

Hamburg gezeigt, bei der die Arbeiterquartiere in den sogenannten Gängen und Höfen, in denen außerordentlich viele Menschen eng zusammengedrängt wohnen, am meisten litten. Aber nicht nur gelegentlich auftretende Epidemien, auch unsere ständig herrschenden Krankheiten, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Diphtherie finden in den Mietskasernen eine außerordentliche Verbreitung, ja hören in einigen überhaupt nicht auf. Auch Typhus und Tuberkulose werden durch das enge Zusammenleben auf das leichteste übertragen; besonders gefährlich für die Ausbreitung des Typhus sind die Klosetts. Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat der Gesetzentwurf zum preussischen Wohnungsgefeß die Forderung aufgestellt, daß jede Familienwohnung einen eigenen verschließbaren Abort und, soweit in den Gebäuden Kanalisation und Wasserleitung eingerichtet ist, einen eigenen Abgang und einen eigenen Wasserhahn besitzen muß. Diese Forderung, die man als Mindestmaß gesundheitlicher Notwendigkeit bezeichnen muß, hat den höchsten Horn der Hausbesitzer hervorgerufen, und dabei steht es gerade mit dieser Angelegenheit überaus faul in unseren Mietskasernen. Lassen wir wieder einmal die Zahlen der Enquete der Berliner Kaufleutenklasse sprechen. Von kontrollierten Kranken teilten im Jahre 1903 das Klosett mit bis 10 Personen: 4378 Männer = 76,60 Proz., mit 11—15 Personen: 806 Männer = 14,09 Proz., mit 16—20 Personen: 266 Männer = 4,63 Proz., mit 21 bis 25 Personen: 119 Männer = 2,08 Proz., mit 26—30 Personen: 42 Männer = 0,73 Proz., mit 31—35 Personen: 39 Männer = 0,68 Proz., mit 36—40 Personen: 31 Männer = 0,55 Proz., mit 41 und mehr Personen 37 Männer gleich 0,64 Proz.

Ähnliche Resultate ergibt auch die Kontrolle der weiblichen Patienten. Und was führen die Hausbesitzer gegenüber diesem Elend an, das sie zum Nutzen ihres Geldbentels nicht angetastet wissen wollen? Der Vorsitzende des Verbandes der Haus- und Grundbesitzervereine, Herr Justizrat Bäumert, erklärte, daß die gemeinsame Benutzung der Klosetts durch recht viele Familien geradezu erzieherisch auf die Friedfertigkeit wirke. Leider wenden die Herren Hausagrarier dieses ethische Prinzip der gemeinsamen Klosettbenutzung auf ihre eigenen Wohnungen nicht an, ja da gehen sie sogar soweit, für Dienstmoten und Herrschaft getrennte Aborte einzurichten, obwohl gerade die Erziehung zur Friedfertigkeit zwischen Herrschaft und Dienstmoten oft sehr am Platze wäre.

Für jeden Kenner der städtischen Verhältnisse unserer Zeit ist es klar, daß die Grundbedingung zur Schaffung von gesunden Wohnungen eine völlige Umwälzung der Bodenverhältnisse in und um unsere Großstädte und die Beseitigung aller Hausbesitzerprivilegien sein muß. Solange die Grundstücksspekulanten die Bodenpreise immer mehr verteuern, wird nicht die Gesundheit der Bewohner, sondern der Nutzen des Grundstücksbesitzers in erster Linie für die Art der Bebauung ausschlaggebend sein, so lange ferner die Hausbesitzer in den Stadtverwaltungen das große Wort führen, ist nicht daran zu denken, daß die Gemeinden immer mehr Grundbesitz in ihre Hände bekommen und von Gemeinde wegen den Häuserbau zum allgemeinen Wohl betreiben. Auch die Bau-genossenschaften, die sich ja an vielen Orten bilden, können wohl für einen kleinen Kreis relativ billige und gesunde Wohnungen schaffen, doch kommen sie für die große Masse des Volkes nicht in Betracht. Als eine wichtige vorläufige Forderung der Gesundheitspflege muß man ein Wohnungsgefeß bezeichnen, das für das ganze Reich Geltung hat, das eine unabhängige hygienisch geschulte Wohnungskontrolle vorsieht und all das zur Ausführung bringt, was die Gesundheitspflege für erforderlich erachtet. —

Sonne über der Welt . . .



Sonne über der Welt . . .
Licht hüllt Nähen und Fernen.
Bunt von blumigen Sternen
Schimmern Wiese und Feld.
Blätter sprossen am Strauch,
Knospen drängen an Rinden,
Und ein zartgrüner Hauch
Wölkt schon die Kronen der Linden.
Weiß winken Hecken am Hag.
Als wollt' es Blüten schneien,
Schreitet der heitere Tag
Des Maien.

Sonne über der Welt . . .
Lerchen und Schwalben schwirren.
Goldige Lichter flirren
Blinkend vom Himmelszelt.
Lenzjung leuchtet die Saat.
Finstere Schlotte recken
Rauchlos sich hinter den Hecken.
Still stehen Hammer und Rad.
Fernher ein Lied erklingt . . .
Ein Jauchzen aus frohem Munde . . .
Und eine Weihe schwingt
Ueber der Maienstunde. —

Sonne über der Welt . . .
Unser der Tag der Feiert
Froher atmet und freier
Wer seinem Dienst sich gestellt.
Unter dem Blütengeäst
Nah'n wir gedrängt in Scharen,
Dir die Treue zu wahren
Maitag — du Völkerfest.
Blendet uns nicht das Licht? . . .
Peitscht über steinige Erde
Sonst uns auch Gram und Beschwerde, —
Heut schweigt des Alltags Pflicht!

Sonne über der Welt . . .
Uns band die Dunkelheit
Mit ihren Ketten: Not und Leid.
Kein Morgen kam, der die Nacht uns erhellet!
Nur eine matte Dämmerung stieg
Kühl erschauernd in unsere Tiefen,
Und die Stimmen des Tages riefen
Fern ihren Lärm vom klirrenden Krieg . . .
Und wir murrten mit un'rem Los,
Das uns geschmiedet an Qualen und Tücken.
Und ein Glaube wuchs in uns groß:
Daß auch wir einst das Licht erblicken . . .

Sonne über der Welt . . .
Nichts kann den Zukunftsglauben
Fürder uns töten und rauben!
Alle Arglist zerfchellt!
Denn wir wissen gewiß:
Was auch Immer uns drohe,
Siegreich durchzüngelt die Lohe
Alle Schatten der Finsternis!
Bald sind die Knospen erblüht!
Küßte uns nicht schon der Morgen? . . .
Und durch Kummer und Sorgen
Zieh'n wir in Reih und Glied!

Sonne über der Welt . . .
Ueber hemmende Schranken
Fliegen die freien Gedanken:
Unser die Welt!
Beugte des Lebens Bürde
Tief uns den Nacken ins Joch, —
Unseres Menschturns Würde
Wahrten wir doch!
Blinkend lockt unsrer Sterne
Flimmerndes Licht,
Liegt auch noch weit in der Ferne,
Was die Zukunft verspricht!

Sonne über der Welt . . .
Leuchtend und lachend will's tagen!
Was wir erduldet, ertragen,
Gleitet von uns und fällt. —
Alles soll unser sein:
Was da blühet und sprießt auf den Auen,
Was da knospet heimlich im Hain,
Was wir mit spähenden Augen erschauen,
Was da schimmert, getaucht in Licht,
Hoch auf den Höhen und tief im Grunde, —
Frost und Flocken raubten es nicht
Der erlöenden Maienstunde!

Sonne über der Welt . . .
Licht hüllt Nähen und Weiten.
Zukunftsfreudig wir schreiten
Ueber das Maienfeld.
Und unser Schritt erdröhnt
Laut in dem Frühlingsichweigen. —
Festlich mit blühenden Zweigen
Sind un're Häupter gekrönt.
Schatten um Schatten fiel.
Leuchtend den Pfad uns erhellet
Ferne winkend das Ziel.
Sonne über der Welt . . .

Ludwig Leffen.

Feste und Almosen im mittelalterlichen Lübeck
 schildert Wilhelm Voehmer in den Hanseischen Geschichtsblättern folgendermaßen: Am 1. Mai geht man hinaus in den Wald und holt von dort Weidenbüsche, mit denen die Kirchen, das Rathaus und die eigene Wohnung ausge schmückt werden. Zur selben Zeit schießen die Vornehmen unter großem Zulauf des Volkes nach dem Papageienvogel. Zu Mittsommer also zu Johannis, ziehen die Patrizier mit ihren Frauen hoch zu Ross durch die Straßen der Stadt, um auf der benachbarten Dabssburg die Freuden des Lebens zu genießen. Die Hauptfestzeit bilden die drei ersten Tage der Fastenwoche. Dann füllen sich die Straßen mit Vermummten, die allerlei Scherz und Kurzeil treiben. Junfer und Mitglieder der Kaufleutencompagnie durchfahren, begleitet von einzelnen ihrer Frauen, auf burgartig aufgebauten Wagen die Straßen der Stadt, um auf offener Gasse Schauspiele aufzuführen; in allen Kneipen und Zunfthäusern wird, bis weit in die Nacht hinein, gesungen, getanzt und vor allem wacker gezecht, bis dann die stille Zeit allem Lärm und Unfug plötzlich ein Ende bereitet und einen jeden dazu nötigt, sich seines Seelenheils zu erinnern. Der Gedanke an dieses lastet überaus schwer auf den Gemüthern der einzelnen; denn nach der Lehre der katholischen Kirche haben sie zu befürchten, daß, wenn der Tod sie ereilt, ihre Seele sich im Gefegener einer Läuterung unterziehen muß. Die Schrecken desselben werden von der Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste ausgemalt, zugleich wird aber darauf hingewiesen, daß seine Zeitdauer sich durch gute Werke, durch Seelenmessen und durch Gebete dritter Personen erheblich abkürzen lasse. Deshalb ist ein jeder, dem seine Mittel es gestatten, schon bei seinen Lebzeiten stets bereit, mit offener Hand Almosen zu verteilen, und zwar nicht nur an solche Hausarme, die von ihm regelmäßig Verpflegung und Kleidung erhalten, sondern auch an alle diejenigen, die bettelnd von Haus zu Haus ziehen (für sie hängt an einzelnen Stellen hinter der Haustür eine hölzerne Kanne, in der ihnen, so oft sie es wünschen, vom Koche Lübeckisches Bier verabreicht wird), oder an diejenigen, die auf den Kirchhöfen und in den Kirchen an festen, unveränderlich von ihnen eingenommenen Plätzen um eine Gabe anzusprechen. Am reichlichsten bedacht werden die Ausgehenden, die in dem vor dem Tore belegenen St. Jürgen-Hospital Aufnahme finden und die allen das Tor Passierenden eine Sammelbüchse entgegenstrecken, sowie die Nonnen, die aus weitem verschiedenen, zum Teil weit entlegenen Klöstern alljährlich während der Fastenzeit nach Lübeck kommen und auf den Kirchhöfen Geschenke für ihr Kloster einsammeln. Vor allem aber nimmt man darauf Bedacht, in den lechtwilligen Verfügungen durch zahlreiche Vergabungen für sein Seelenheil Sorge zu tragen.

Klassenjustiz im Altertum. Nicht sowohl Themis, wie gewöhnlich angenommen wird, als vielmehr ihre von Zeus empfangene Tochter Dike, war im alten Griechenland die Göttin der Gerechtigkeit. Ihr Name bedeutet speziell die ausübende Gerechtigkeit, die Justiz. Wenn ein Richter das Recht verläßt, so verklagt sie ihn am Throne des Zeus, dessen Weisheit sie ist. Sie hat den Beinamen „Astraea“, Sternengottin, und glänzt im Tierkreis als das Sternbild der Jungfrau. Befremdlich ist es daher, daß in Athen vor jeder Gerichtshalle in einem vergitterten Raum die Statue des Gottes Lykos stand, des Patrons der Verichte, in Gestalt eines Wolfes. In den bekannten Quellenwerken ist zwar nichts davon enthalten, dagegen findet es sich bei den Erklärern zur Aristophanischen Komödie „Die Wespen“ an einigen Stellen des Textes, die nicht daran zweifeln lassen. Muß es schon auffallen, daß die raubtierartige Bestie als Symbol und Hort des Rechts verwendet wurde, so noch mehr, daß bei dieser Statue die Richter während der langen Sitzungen ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigten, worauf gleichfalls der Text der „Wespen“ anspielt. Die Sache erklärt sich aber wohl damit, daß der Justizgott in Wolfsgestalt erst in der Zeit der athenischen Demokratiezeit zu brandmarken, als die Gerichtsbarkeit noch ausschließlich oder vorwiegend von den Aristokraten ausgeübt wurde. Bekanntlich stammen die demokratischen Volksgerichte der Heliasten, wozu auch die untersten Klassen gleichberechtigt waren, erst aus der jolonischen Epoche; ihre Kompetenz wurde mit der Entwicklung und Vollenbung der Demokratie durch Kleisthenes und Aristides mehr und mehr erweitert, während die aus früherer Zeit herrührenden aristokratischen Gerichtskollegien, selbst der hochangesehene Areiopag, ihrer Bedeutung entkleidet wurden. Die Gerechtigkeit in Wolfsgestalt personifizierte also die Jurisdiktion der adeligen Richter-

laste nach der Auffassung des Volkes, die als Recht verkleidete Gewalt. Daher die verächtliche Behandlung des Gott-Patrons Lykos durch die Volksrichter.

Adelsübermut. Der alte germanische Rechtsbegriff kannte nur zwei Stände: Freie, die im öffentlichen Leben ihre Stimme mit in die Waagschale werfen konnten und die als Ganzes den Staat bildeten und die Unfreien, die unter Vormundschaft standen und in allen öffentlichen und Rechtsgeschäften von irgend einem Freien vertreten sein mußten. Die Freien sind in älterer Zeit unter sich gleich, es findet sich durchaus kein Unterschied zwischen hohem und niederem Adel, oder beider vor dem freien Bürger. Es heißt ausdrücklich in dem Sachsenpiegel: „Fürsten, Freiherren und schöpfbare freie Leute sind gleich an Ruße und Wehrgeld.“ Neulich der Schwabenspiegel, der aber die freien schöpfbaren Leute schon ausnimmt. Er sagt: „Die Fürsten und die freien Herren haben gleiche Ruße. Man büßt ihnen mit goldenen Pfennigen, einen goldenen für zehn silberne gerechnet.“

Wer arbeitete, durch irgend eine praktische Tätigkeit sein Brot erwarb, wer nicht an irgend einem Hofe oder in irgend einem Lehnsamt schmarrte, galt als niedrig und gemein. Hatte doch schon die Kirche in ihren oberen Spitzen diese Verachtung der Arbeit gepredigt. Für die niederen Klassen war Arbeit allerdings eine Ehre, ein Segen und eine Notwendigkeit, deren Verfümmnis auf Erden und im Jenseits schwer gebüßt wurde, das galt aber nicht für die Edelsten und Besten. Für diese schrieb Thomas von Aquino: „Wer arbeitet, dessen Leben ist niedrig, und daher sind solche nicht Bürger und kein Teil des besten Staates. Die Staatsbürger müssen darüber wachen, ihre Herrschaft über diejenigen auszuüben, welche von Natur aus bestimmt sind, ihnen zu dienen. Denn diese Herrschaft ist gerecht, und gegen solche führt man gerechten Krieg, falls sie sich rebellisch zeigen sollten.“

Ganz in diesem Sinne war auch die Arbeit im Laufe der Zeit entwertet worden. Noch das alte alemannische Gesetz hatte das Wehrgeld für einen freien Mann auf 100 resp. 200 Solidi, für den Adligen auf 240 Solidi festgesetzt. Der freigelassene Knecht galt 80 Solidi, die Hälfte des Wehrgeldes für einen Freien und ein Drittel desjenigen eines Adligen. Aber im Schwabenspiegel von 1275 heißt es schon: „Die Fürsten und Herren haben gleiche Ruße. Man büßt ihnen mit 10 Pfund goldener Pfennige. Einem freien Bauer gibt man 1 Pfund 6 Pfennige und einen Selbting. Einem anderen Bauern, d. h. einem Gotteshausmann, gibt man ½ Pfund und einen Selbting. Einem Handwerksmann gibt man zwei wollenen Handschuhe und eine Mistgabel. (Im Sachsenpiegel gilt diese Ruße nur für den Tageslöhner.) Den Kaufleuten gibt man ein ganzes Pfund, diesen also weniger wie dem freien und mehr wie dem hörigen Bauer. Auf alle Fälle ist im neuen schwäbischen Rechte der freie Bauer auf den achten Teil des adligen Wehrgeldes herabgesunken, während das alte Recht dem freien Knechte noch ein Drittel zubilligte. Von dem Handwerksmann gar nicht zu reden, der mit zwei wollenen Handschuhen und einer Mistgabel abgepeißt wird, während nach im alten Rechte der Rinderhirt, der Koch, der Bäcker, Schwertfeger usw. mit 40 Solidi gebüßt werden.

Wermutenswert ist auch die niedrige Schätzung des Kaufmannes, der doch den Grundstock bildete der damals mächtig aufblühenden schwäbischen Städte. Diese Mißachtung des Bürgerstandes nahm in Adelskreisen immer mehr zu, und gar bald galt der Grundsatz, daß Stadtlust schändet. Daher beschloß denn 1481 die schwäbische, bayerische, rheinische und fränkische Ritterschaft, daß kein adliger Bürger zum Turnier zugelassen werden solle, der sich nicht von der Stadt auf das Land begeben würde. In den Städten hatten denn auch anfänglich die adligen Geschlechter mit dem Bürgertum nicht schlecht Schindluder getrieben. Die Tatsache, daß den Handwerkern anfänglich, um nicht ganz schutz- und rechtlos gegenüber den Geschlechtern zu sein, nichts übrig blieb, als sich unter den Schutz (munt) irgend eines Patriziers zu stellen und diesem dafür Dienste und Abgaben zu leisten, spricht Bände. Einzelne dieser Straßburger Munt Herren zogen aus ihrer Munterschaft eine jährliche Rente von 300 bis 400 Viertel Frucht.

In den Städten lehrten Bürger und Handwerksmann dem hochmütigen Adel zwar bald Mores, auf dem Lande wurde es dafür aber immer schlimmer. Nicht nur, daß der Bauer unter der Last der Abgaben und Dienste fast erlag, der junkerliche Übermut gestiel sich auch noch im Ausfassen kleinlicher schikanöser Lasten und Dienste, die keinen anderen Zweck haben konnten, als den Dienstpflichtigen damit nicht nur zu quälen, sondern obendrein noch zu verhöhnen.

Oder war es etwas anderes als Übermut und Hohn, wenn ein Graf von Leiningen seine Bauern zwang, alljährlich vor ihm einen Tanz aufzuführen, den man noch nie gesehen, ein Lied zu singen, das man noch nie gehört, nach einer ebenso noch nie gehörten Melodie? Ein Graf von Salm ließ sich von einem Bauer alljährlich an einem bestimmten Tage ein lustiges Stücklein auf einem hohlen Schlüssel pfeifen. Welche Verachtung der Arbeit liegt darin, wenn man Bauern, erwachsene Menschen, von ihrer Arbeit und von ihren Feldern wegreißt, um sie in gräßlichen Betten nach Flößen suchen zu lassen, oder sie zu zwingen, wie in Schwaben, Fliegen lebendig zu fangen und sie maßweise aufs Schloß zu liefern? 1524 klagten die Bauern der Grafen von Lupfen und Fürstberg, „daß sie zudem noch weder Feiertage noch Ruh wöchentlich haben, vielmehr am Feiertage und mitten in der Ernte mußten sie der Gräfin Schneckenhäuslein suchen, Wurm darauf zu winden, und für sie Erdbeeren, Schlehen und anderes im Walde gewinnen, der Herren und deren Frau Arbeit bei gutem Wetter, ihre eigene aber beim Unwetter tun.“

Natürlich beteiligte sich der faule, üppige Alexus lebhaft bei einem derartigen ordinären Leuteschinden. Die Bauern des Dominikanerklosters zu Soest hatten alljährlich ein Ei zu liefern, mußten dieses eine Ei aber zur Erweiterung der faulen Klosterbrüder vier-spännig auf den Klosterhof fahren. Ebenso schikanös war das Verlangen der Abtissin eines Trierischen Nonnenklosters, die von ihren hörigen Bauern zu Johannes eine Schüssel mit Schnee verlangte. Konnte dieser Schnee nicht geliefert werden, sollten zwei weiße Stiere an dessen Stelle treten. Bei einigen der auferlegten Dienstverpflichtungen konnte man fast die Absicht eines adligen „Juges“ annehmen. So wenn der Abt eines kölnischen Klosters seinen Bauern die Lieferung von Dampf als Frons erlegte und sich in deren Erfüllung eine Schüssel heißen Linsenbreies unter die Nase halten läßt. Oder wenn fränkische Bauern ihrem Gutsherrn als Abgabe zu Martini einen Zaunkönig, „geladen auf einen mit vier Ochsen bespannten Wagen und angebanden mit einem Aramentau“, aufs Schloß fahren mußten. — ae.

Die Topantunusu. Ein eigentümlicher, aber wenig bekannter Stamm sind die Topantunusu auf Celebes. Sie gehören zu den hellbraunen, straffhaarigen Rassen von Südostasien. Die Männer sind kräftig gebaut und flink von Bewegung. Die Frauen sind schlank und wohlgebildet. Alle Erwachsenen müssen sich im Gebrauch der Waffen üben. Beim Abschluß von Freundschaftsbünden unter Männern machen sie einander ein Schwert oder eine Lanze zum Geschenk. Während ihrer Lebenszeit erhält jede Person drei Namen: einen nach der Geburt, einen nach der Beschneidung und einen nach der Geburt des ersten Kindes. Nach dem Tode wird jeder wieder mit einem neuen Namen belegt. Die Männer sind sehr eifrig im Landbau und lieben die Jagd auf Wildschweine und Hirsche. Diese Tiere werden durch die Hunde aufgejagt, von den Jägern zu Pferde verfolgt und mit dem Wurfspeer gefangen. Die Weiber beschäftigen sich außer der gewöhnlichen Hauswirtschaft und der Verpflegung der Haustiere mit dem Flechten von Körben und Rippesfächern, mit der Verfertigung irdener Töpfe und Pfannen und mit dem Klopfen des Bastes von dem Tivo- oder Balabaum, aus dem sie Tivo oder Buja (Kleidungsstoffe) bereiten. Der Landbau dieses Stammes besteht in der Anpflanzung von Kokosnüssen, Reis, Mais, Hülsenfrüchten, Tabak, Zuckerröhre und Nüchengewächsen. Die Fischerei in der See und in den Flüssen wird von Männern und Knaben mittels Neusen, Angeln und kleineren Wurfnetzen betrieben. Die Negarien oder Dörfer sind auf den Gipfeln der Berge erbaut, gehörig befestigt und enthalten durchschnittlich 30 bis 40 Häuser. Ueber dem meist sehr niedrigen Zugang oder Tor befindet sich gewöhnlich ein Wacht haus, in dem sowohl bei Tag wie bei Nacht gewacht wird. In jeder Negarie befindet sich ein Lodo oder geweihtes Haus, in dem die Schädel verwahrt und dem Lauwasindate, einer Gottheit, Opfer dargebracht werden. Die Topantunusu teilen die Stände ein in den höchsten Adel, wozu die vornehmsten Häupter gehören, in die Angeesehenen, die als Vertreter die Gemeinde vertreten, und zu denen die Anführer im Krieg gerechnet werden, in die gewöhnlichen freien Leute, deren Familienhäupter im Volksrat auch noch eine Stimme haben, und in die Sklaven, die wiederum in ererbte, erkaufte Abkömmlinge von Kriegsgefangenen, in Kriegsgefangene Sklaven und in Handlanger verfallen; die letzteren sind solche, die ihre Schulden oder ihnen auferlegte Geldbußen nicht bezahlen konnten. — we.

Nachdruck des Inhalts verboten!